

# Geschichten, die glücklich machen



Was macht uns glücklich? Glücklich macht, wenn wir der schlechten Laune ein Schnippchen schlagen, dem Trübsinn die lange Nase zeigen oder ein Unglück abwenden konnten. Wenn wir plötzlich der Liebe begegnen – und die Liebe bleibt. Wenn Freunde Freunde sind, wenn man sie am nötigsten hat. Wenn Wildfremde einem lächelnd helfen. Wenn man für Augenblicke in seine Kindheit und Jugend zurückkehren kann. Wenn auf einmal so ein Tag ist, an dem man die ganze Welt umarmen könnte, wenn das Wunder dann doch passiert ...

Genau hiervon – von den schönsten Momenten des Glücks – erzählen in diesen Kurz- und Kürzestgeschichten: Isabel Allende, Elizabeth von Arnim, Jurek Becker, Peter Bichsel, Lily Brett, Eva Demski, Robert Gernhardt, Ernest Hemingway, Hermann Hesse, Erich Kästner, Alexander Kluge, Cees Nooteboom, Amos Oz, Marcel Pagnol, Daniel Picouly und viele andere.

*Geschichten,  
die glücklich machen*

Herausgegeben von Clara Paul

Insel Verlag

Umschlagabbildung: Hans Traxler

Erste Auflage 2014  
insel taschenbuch 4296  
Insel Verlag Berlin 2014  
© Insel Verlag Berlin 2014

Quellennachweise zu dieser Ausgabe am Schluss des Bandes

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Franziska Erdle, GOLD UNLIMITED, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35996-8

Kurt Tucholsky

*Erste Liebe*

Die erste Liebe: eine Javanerin – seitdem liest er noch heute die javanischen Zuckerkurse.

Langston Hughes  
*Vielen Dank, M'am*

Sie war eine große Frau mit einer großen Handtasche, in der bis auf einen Hammer und Nägel alles enthalten war. Die Handtasche hatte einen langen Riemen, und sie trug sie quer über der Schulter. Es war gegen elf Uhr abends, es war dunkel, und sie war allein, als ein Junge von hinten auf sie zurannte und versuchte, die Handtasche an sich zu reißen. Der Riemen riß bei dem plötzlichen Ruck, den der Junge ihm von hinten gab. Aber das Gewicht des Jungen und der Handtasche zusammen genommen ließen ihn das Gleichgewicht verlieren. Statt sich mit vollem Tempo aus dem Staub zu machen, wie er es gehofft hatte, fiel der Junge hinterrücks auf den Bürgersteig, und seine Beine flogen in die Luft. Die große Frau drehte sich einfach um und versetzte ihm einen gutgezielten Tritt in seinen bluejeansbekleideten Hosenboden. Dann bückte sie sich, zog den Jungen am Hemdkragen hoch und schüttelte ihn, bis seine Zähne klapperten.

Danach sagte die Frau: »Heb' meine Handtasche auf, Junge, und gib sie hierher.«

Sie hatte ihn immer noch fest gepackt. Aber sie bückte sich so weit, daß der Junge sich vorbeugen und ihre Handtasche aufheben konnte. Dann sagte sie: »Sag mal, schämst du dich eigentlich nicht?«

Am Hemdkragen gepackt sagte der Junge: »Doch, M'am.«

Die Frau sagte: »Warum hast du das gemacht?«

Der Junge sagte: »Ich habe es nicht gewollt.«

Sie sagte: »Du lügst.«

Inzwischen kamen zwei oder drei Leute vorbei, blieben stehen, drehten sich noch einmal um, und ein paar standen da und beobachteten die Szene.

»Läufst du weg, wenn ich dich loslasse?« fragte die Frau.

»Ja, M'am«, sagte der Junge.

»Dann lasse ich dich nicht los«, sagte die Frau. Und sie ließ ihn nicht los.

»Lady, es tut mir leid«, flüsterte der Junge.

»Hm, hm! Dein Gesicht ist dreckig. Ich hätte gute Lust, dir das Gesicht zu waschen. Hast du daheim niemanden, der dir sagt, daß du dir das Gesicht waschen sollst?«

»Nein, M'am«, sagte der Junge.

»Dann wird es heute Abend gewaschen«, sagte die große Frau und fing an, die Straße entlangzugehen, wobei sie den verängstigten Jungen hinter sich herzerzte.

Er sah aus, als wäre er vierzehn oder fünfzehn, schmal und sehnig, in Turnschuhen und Jeans.

Die Frau sagte: »Du müßtest mein Sohn sein. Ich würde dir den Unterschied zwischen gut und böse schon beibringen. So werde ich dir wenigstens das Gesicht waschen. Es ist das mindeste, was ich tun kann. Hast du Hunger?«

»Nein, M'am«, sagte der mitgezerrte Junge. »Ich will nur, daß Sie mich loslassen.«

»Habe ich *dich* belästigt, als ich da hinten um die Ecke kam?« fragte die Frau.

»Nein, M'am.«

»Aber du hast dich mit *mir* in Kontakt gebracht«, sagte die Frau. »Wenn du jetzt denkst, daß dieser Kontakt nicht noch eine Weile dauern wird, dann kannst du gleich nochmal denken. Wenn ich mit dir fertig bin, junger Mann, wirst du dich an Mrs. Luella Bates Washington Jones erinnern.«

Auf dem Gesicht des Jungen brach der Schweiß aus, und er fing an, sich zu wehren. Mrs. Jones blieb stehen, zerrte ihn mit einem Ruck um sich herum nach vorn, legte einen halben Nackenhebel um seinen Hals und schleppte ihn weiter die Straße

entlang. Als sie ihre Tür erreicht hatte, zerrte sie den Jungen ins Haus, einen Flur entlang, und in ein großes Zimmer mit Kochnische im hinteren Teil des Hauses. Sie schaltete das Licht ein und ließ die Tür offenstehen. Der Junge konnte andere Mieter in dem großen Haus lachen und reden hören. Ein paar ihrer Türen standen auch offen, also wußte er, daß er und die Frau nicht allein waren. Die Frau hatte ihn in der Mitte ihres Zimmers immer noch am Hals gepackt.

Sie sagte: »Wie heißt du?«

»Roger«, antwortete der Junge.

»Dann gehst du jetzt an dieses Waschbecken, Roger, und wäschst dir das Gesicht«, sagte die Frau, woraufhin sie ihn losließ – endlich. Roger sah auf die Tür – sah auf die Frau – sah auf die Tür – und ging ans Waschbecken.

»Laß das Wasser laufen, bis es warm ist«, sagte sie. »Hier ist ein sauberes Handtuch.«

»Werden Sie mich ins Gefängnis bringen?« fragte der Junge und beugte sich über das Waschbecken.

»Nicht mit *dem* Gesicht, damit würde ich dich nirgends hibringen«, sagte die Frau. »Da will ich nichts weiter als nach Hause gehen, um mir einen Happen zu kochen, und dann kommst du und klaust mir die Handtasche! Vielleicht hast du auch noch kein Abendessen gehabt, spät wie es ist. Hast du?«

»Bei mir ist niemand zu Hause«, sagte der Junge.

»Dann essen wir«, sagte die Frau. »Ich glaube, daß du Hunger hast – oder gehabt hast –, daß du versucht hast, mir die Handtasche zu klauen!«

»Ich will ein Paar blaue Wildlederschuhe haben«, sagte der Junge.

»Du hättest doch nicht *meine* Handtasche klauen müssen, um deine Wildlederschuhe zu kriegen«, sagte Mrs. Luella Bates Washington Jones. »Du hättest mich fragen können.«



»M'am?«

Während das Wasser von seinem Gesicht tropfte, sah der Junge sie an. Es entstand eine lange Pause. Eine sehr lange Pause. Nachdem er sich das Gesicht abgetrocknet hatte und es dann, da er nicht wußte, was er sonst tun sollte, ein zweites Mal abtrocknete, drehte der Junge sich um und fragte sich, was als nächstes kommen würde. Die Tür stand offen. Er konnte versuchen, durch den Flur zu rennen und abzuhausen. Er konnte wegrennen, wegrennen, wegrennen, *wegrennen!*

Die Frau saß auf der Klappcouch. Nach einer Weile sagte sie: »Ich war auch mal jung und wollte Sachen haben, die ich nicht kriegen konnte.«

Eine weitere lange Pause. Der Junge machte den Mund auf. Dann runzelte er die Stirn, ohne zu wissen, daß er sie runzelte.

Die Frau sagte: »Hm, hm! Du hast gedacht, ich würde *aber* sagen, nicht wahr? Du hast gedacht, ich würde sagen, *aber ich habe anderen Leuten nicht die Handtaschen geklaut*. Also, ich hatte nicht die Absicht, das zu sagen.« Pause. Schweigen. »Ich habe auch Sachen gemacht, die ich dir nicht sagen würde, Sohn – die ich nicht einmal Gott sagen würde, wenn Er sie nicht sowieso wüßte. Alle Leute haben was gemeinsam. Also setz dich, während ich uns was zu essen mache. Und vielleicht könntest du dir noch mit dem Kamm durch die Haare fahren, damit du etwas anständiger aussiehst.«

In einer anderen Ecke des Zimmers, hinter einem Wandschirm, befanden sich ein Gaskocher und ein Kühlschrank. Mrs. Jones stand auf und ging hinter den Wandschirm. Die Frau behielt den Jungen *nicht* im Auge, um zu sehen, ob er jetzt weglaufen würde, noch behielt sie ihre Handtasche im Auge, die sie auf der Couch liegengelassen hatte. Aber der Junge achtete sorgfältig darauf, sich auf die andere Seite des Zimmers zu setzen, weit

weg von der Handtasche, wo sie ihn, wie er dachte, leicht aus den Augenwinkeln sehen konnte, wenn sie wollte. Er traute der Frau nicht zu, ihm *nicht* zu mißtrauen. Und er wollte jetzt nicht, daß ihm mißtraut wurde.

»Brauchen Sie noch etwas aus dem Laden?« fragte der Junge.  
»Vielleicht Milch, oder sonst was?«

»Ich denke nicht«, sagte die Frau. »Außer, du selbst hättest lieber frische Milch. Ich wollte Kakao aus der Dosenmilch machen, die ich hier habe.«

»Das wäre prima«, sagte der Junge.

Sie wärmte Bohnen und Schinken auf, die sie im Kühlschrank hatte, machte den Kakao und deckte den Tisch. Die Frau stellte dem Jungen keine Fragen darüber, wo er wohnte oder wer seine Leute waren oder sonst etwas, was ihn in Verlegenheit bringen könnte. Statt dessen erzählte sie ihm beim Essen von ihrer Arbeit im Schönheitssalon eines Hotels, der bis spät geöffnet hatte, wie die Arbeit war und daß alle Arten von Frauen kamen und gingen, Blondinen und Rothaarige und Dunkelhaarige. Dann schnitt sie ihm die Hälfte ihres Zehn-Cent-Kuchens ab.

»Iß noch was, Sohn«, sagte sie.

Als sie fertig waren, stand sie auf und sagte: »Und jetzt nimmst du die zehn Dollar hier und kaufst dir deine blauen Wildlederschuhe. Und das nächste Mal machst du nicht den Fehler, dich an *meiner* Handtasche zu vergreifen, *und auch nicht an der von irgend jemandem sonst* – weil einem nämlich Schuhe, die man auf teuflische Art bekommen hat, die Füße verbrennen. Ich muß jetzt meine Ruhe haben. Aber ich hoffe, Sohn, daß du dich von jetzt an anständig benimmst.«

Sie führte ihn durch den Flur zur Haustür und öffnete sie.  
»Gute Nacht! Benimm dich, Junge!« sagte sie, den Blick auf die Straße gerichtet, während er die Treppe hinunterging.

Der Junge hätte gerne etwas anderes als »Vielen Dank, M'am« zu Mrs. Luella Bates Washington Jones gesagt, aber obwohl seine Lippen sich bewegten, konnte er nicht einmal das sagen, als er sich am Fuß der armseligen Treppe umdrehte und zu der großen Frau hinauf sah, die in der Tür stand. Dann machte sie die Tür zu.

Luigi Malerba  
*Schimpfwörter*

Ottorino hatte die schlechte Angewohnheit, Schimpfwörter zu sagen. Er sagte sie bei Tisch, auf der Straße, in der Schule, morgens, nachmittags, abends, bei Regen, bei Sonne, am Meer, in den Bergen – und einmal ist ihm sogar in der Kirche eins entschlüpft, während der Priester die Messe las. Immer wenn Ottorino ein neues Schimpfwort kennen lernte, schrieb er es in ein kleines Heft, um es nicht zu vergessen. Ich sammle sie, erklärte er seiner Mutter. Die anderen Kinder sammelten Abziehbildchen oder Briefmarken. Er sammelte Schimpfwörter.

Ottorino war ein gutes, freundliches und fleißiges Kind. Er lernte eifrig Geometrie, Arithmetik, Geschichte und Geographie. Aber hie und da, zwischen einem rechten Winkel und einem Segment, schob er ein Schimpfwort ein. Oder er setzte eins zwischen Napoleon und Cavour, oder einfach mitten in die Poebene, oder auf den Gipfel des Monte Rosa, der bekanntlich der rosaste Berg von Europa ist. Die Lehrer in der Schule ließen seine Mutter kommen und sagten, es könne so nicht weitergehen. Eines Tages hatte Ottorino sogar am Ende des Weihnachtsgedichts ein Schimpfwort gesagt.

Ottorinos Mama hatte es gründlich satt. Du bist ein Schmutzfink, schalt sie ihn. Aber da fing das Kind an, auch noch nachts im Schlaf Schimpfwörter zu sagen. Ottorinos Mama überlegte, daß Wörter sich ja im Mund formen, und weil sich in Ottorinos Mund so viele schmutzige Wörter formten, beschloß sie, ihn auszuwaschen. Sie wusch ihm den Mund mit Kernseife. Zuerst füllte sie den ganzen Mund mit Seifenschäum, dann schrubkte sie ihn und spülte ihn gründlich aus, und Ottorino

heulte, und heulend schluckte er auch ein wenig Seifenschaum herunter. Am Schluß aber war der Mund blitzsauber.

Von diesem Tag an sagte Ottorino keine schmutzigen Wörter mehr, aber er sagte auch die sauberen nicht mehr. Er sagte gar nichts mehr, er sprach nicht mehr.

– »Sprich doch, Ottorino, sag doch was« – flehte ihn seine Mutter verzweifelt an.

Aber das Kind schwieg und hörte nicht mehr auf zu schweigen, bei Tag und bei Nacht.

Die arme Frau bereute es bitter, daß sie seinen Mund mit Seife gewaschen hatte und fütterte ihn mit Bonbons, Eis und süßen Speisen. Aber alles war umsonst. Sie erzählte ihm Märchen, um ihn zu unterhalten, aber Ottorino ließ sich unterhalten und fuhr fort zu schweigen.

Eines Abends vor dem Schlafengehen nahm Ottorinos Mutter das kleine Heft mit den Schimpfwörtern zur Hand und begann ihm daraus vorzulesen. Viele Abende hintereinander las sie ihm die Schimpfwörter aus dem kleinen Heft vor und hörte immer erst auf, wenn Ottorino eingeschlafen war.

Endlich, eines Abends, als ihm vor Müdigkeit die Augen zufielen, öffnete das Kind den Mund und sagte »Scheiße«. Seine Mutter weinte vor Freude und rief am nächsten Tag alle Freunde und Verwandten zusammen, und sie feierten, daß Ottorino wieder sprach.

Jurek Becker

*Die Klage*

Im Frühjahr 1973 brachte mein Sohn Leonard aus der Schule einen Brief folgenden Inhalts nach Hause: »Sehr geehrte Eltern! Ihr Sohn Leonard folgt leider nur dann aufmerksam dem Unterricht, wenn er interessant ist.«

Amos Oz  
*Die gute Stunde*

An Winterabenden versammelte sich manchmal bei uns oder im Haus gegenüber, bei den Sarchis, ein kleiner Freundeskreis: Chaim und Chana Toren, Schmuel Werses, das Ehepaar Breimann, der aufbrausende und sonderbare Herr Scharon-Schwadron, Herr Chaim Schwarzbaum, der rothaarige Folklorist, und Israel Chanani, der bei der Jewish Agency arbeitete, mit seiner Frau Esther Chananit. Sie kamen nach dem Abendessen, um sieben oder halb acht, und gingen um halb zehn, was damals als spät galt. Zwischen Kommen und Gehen tranken die Gäste glühendheißen Tee, aßen Honigkekse oder Früchte und debattierten in höflichem Zorn über alle möglichen Dinge, die ich nicht verstand, aber, das wußte ich, eines Tages verstehen und mit ebendiesen Leuten diskutieren würde. Und ich würde ihnen künftig noch schlagende Argumente liefern, die ihnen gar nicht in den Sinn gekommen waren, wäre vielleicht sogar fähig, sie zu überraschen, würde zu gegebener Zeit vielleicht auch Geschichten »aus dem Kopf« verfassen, wie Herr Sarchi, oder Gedichte wie Bialik und wie Großvater Alexander und Levin Kipnis und wie der Arzt Dr. Scha'ul Tschernichowski, dessen Geruch ich nie vergessen werde.

Die Sarchis waren nicht nur Vaters ehemalige Vermieter, sondern auch sehr nahe Freunde, trotz der ständigen Meinungsverschiedenheiten zwischen meinem Vater, dem Revisionisten, und dem »roten« Sarchi: Vater liebte das Reden und Erläutern, und Herr Sarchi hörte gern zu. Mutter flocht hin und wieder ein oder zwei leise Sätze ein, und zuweilen führten ihre Worte dazu, daß das Gespräch unmerklich das Thema oder die Tonart wechselte. Esther Sarchi wiederum stellte manchmal Fra-

gen, und Vater genoß es, ihr mit ausführlichen Erklärungen zu antworten. Israel Sarchi wandte sich ab und zu an Mutter, gesenkten Blickes, und fragte sie nach ihrer Meinung, als bitte er sie in Geheimsprache, sie möge ihm in der Not beistehen, ihn in der Diskussion unterstützen: Mutter konnte alles in neuem Licht erscheinen lassen, mit wenigen, zurückhaltenden Worten tat sie das, und danach hielt manchmal ein feiner, friedlicher Geist Einzug in die Diskussion. Eine neue Ruhe, eine Behutsamkeit oder ein leichtes Zögern mischte sich nun in die Reden der Debattierenden. Bis sich die Gemüter nach einiger Zeit erneut erhitzten und die Stimmen wieder in kultiviertem, aber von Ausrufezeichen strotzendem Zorn anschwellen.

Im Jahr 1947 erschien im Tel Aviver Verlag Joshua Chachik Vaters erstes Buch, *Die Novelle in der hebräischen Literatur. Von ihren Anfängen bis zum Ende der Haskala-Zeit*. Dieses Buch beruhte auf der Magisterarbeit, die Vater seinem Lehrer und Onkel, Professor Klausner, eingereicht hatte. Die Titelseite trägt den Vermerk: »Dieses Buch hat den Klausner-Preis der Stadt Tel Aviv erhalten und wurde mit dessen Hilfe und mit Hilfe des Zippora-Klausner-Gedenkfonds veröffentlicht.« Professor Dr. Joseph Klausner höchstpersönlich hatte das Vorwort verfaßt:

Es ist mir eine doppelte Freude, ein hebräisches Buch über die Novelle im Druck zu sehen, das mir, in meiner Eigenschaft als Professor für Literatur an unserer einzigen hebräischen Universität, als Abschlußarbeit im Gebiet der modernen hebräischen Literatur von meinem langjährigem Schüler, meinem Neffen Jehuda Arie Klausner, vorgelegt wurde. Dies ist keine gewöhnliche Arbeit ... Es ist eine umfassende und erschöpfende Studie ... Auch der Stil des Buches ist zugleich



vielgestaltig und klar, dem wichtigen Inhalt angemessen ...  
Ich kann also gar nicht umhin, mich zu freuen ... Der Tal-  
mud sagt: »Schüler sind wie Söhne ...«

Und auf einer eigenen, dem Titelblatt folgenden Seite wid-  
mete mein Vater dieses Buch dem Andenken seines Bruders  
David:

Meinem ersten Lehrer der Literaturgeschichte –  
meinem einzigen Bruder

*David*

der mir in der Finsternis der Diaspora verlorenging.

Wo bist du?

Zehn bis vierzehn Tage lang lief Vater, auf dem Rückweg von  
der Arbeit in der Zeitungsabteilung der Nationalbibliothek auf  
dem Skopusberg, tagtäglich zu unserem Postamt am östlichen  
Ende der Ge'ula-Straße, gegenüber dem Durchgang zum Vier-  
tel Mea Shearim, in gespannter Erwartung der Belegexempla-  
re seines ersten Buches, das, wie es hieß, bereits erschienen und  
in einer Tel Aviver Buchhandlung auch schon von jemandem  
gesichtet worden war. Tag für Tag lief Vater also zur Post, und  
Tag für Tag kehrte er mit leeren Händen zurück, und Tag für  
Tag erklärte er, wenn die Büchersendung von Herrn Gruber  
in der Druckerei Sinai auch morgen nicht eintreffen sollte, wür-  
de er zur Apotheke gehen und entschieden, mit allem Nach-  
druck Herrn Joshua Chachik in Tel Aviv anrufen: Das ist doch  
wirklich unerträglich! Wenn die Bücher nicht bis Sonntag, bis  
Mitte der Woche, allerspätestens bis Freitag ankommen soll-  
ten ... – doch dann kam die Sendung, nicht per Post, sondern  
mittels einer Botin, einer heiteren jungen Jemenitin, die uns  
ein Paket ins Haus brachte, nicht aus Tel Aviv, sondern direkt  
von der Druckerei Sinai (Jerusalem, Telefon 2892). Das Paket

enthielt fünf Exemplare von *Die Novelle in der hebräischen Literatur*, druckfrisch, jungfräulich, eingeschlagen in mehrere Lagen hochwertiges weißes Papier (das man offenbar für die Korrekturfahnen eines Bildbandes verwendet hatte) und mit Bindfaden wohlverschnürt. Vater dankte dem Mädchen, vergaß auch in seiner stürmischen Freude nicht, ihr einen Shilling in die Hand zu drücken (damals ein durchaus respektablem Betrag, der für ein vegetarisches Mittagessen in einem Tnuva-Imbiß reichte). Danach bat Vater Mutter und mich, mit an den Schreibtisch zu kommen und beim Öffnen des Pakets neben ihm zu stehen.

Ich erinnere mich, wie Vater seine bebende Gier in Zaum hielt, den Bindfaden des Pakets nicht etwa mit Gewalt zerriß, ihn auch nicht mit der Schere kappte, sondern – ich werde es nie vergessen – die festen Knoten, einen nach dem anderen, mit unendlicher Geduld löste, wobei er wechselweise seine starken Fingernägel, die Spitze des Brieföffners und eine aufgebogene Büroklammer benutzte. Auch als er fertig war, stürzte er sich nicht auf das neue Buch, sondern rollte bedachtsam den Bindfaden auf, entfernte das prächtige Hochglanzpapier, das als Verpackung diente, berührte mit den Fingerspitzen leicht den Einband des obersten Exemplars, wie ein schüchterner Liebhaber, führte es behutsam an sein Gesicht, öffnete das Buch ein wenig, schloß die Augen und schnupperte zwischen den Seiten, atmete tief den frischen Druckgeruch, den Hauch des neuen Papiers, den betörenden Geruch des Buchbinderleims ein. Dann begann er in dem Buch zu blättern, warf zuerst einen Blick ins Register, überflog mit scharfem Auge die Seite mit den Berichtigungen und Ergänzungen, las erneut Onkel Josephs Vorwort und seine eigene Einführung, berauschte sich an der Titelseite, streichelte wieder den Einband und erschrak plötzlich bei dem Gedanken, meine Mutter könne sich im stil-

len über ihn lustig machen: »Ein druckfrisches neues Buch«, sagte er wie entschuldigend zu ihr, »ein erstes Buch, das ist doch beinahe so, als wäre mir gerade eben noch ein Baby geboren worden.«

»Wenn man ihm die Windeln wechseln muß«, sagte Mutter, »wirst du mich bestimmt rufen.«

Darauf ging sie, war aber gleich wieder aus der Küche zurück mit einer Flasche Tokaier – süßem Kidduschwein – und drei winzigen Gläschen, die für Likör gedacht waren, nicht für Wein, und sagte, wir wollen jetzt auf das Wohl von Vaters erstem Buch anstoßen. Sie schenkte ihm und sich ein und auch mir ein Tröpfchen, und vielleicht gab sie ihm auch einen Kuß auf die Stirn wie einem Kind, und er streichelte ihr den Kopf.

Am Abend breitete Mutter eine weiße Decke über den Küchentisch, wie am Schabbat und an Feiertagen, und servierte Vaters Lieblingsgericht – Borschtsch, auf dem ein weißer Eisberg aus Sauerrahm schwamm –, und sie sagte »auf die gute Stunde«. Auch Großvater und Großmutter kamen an jenem Abend, um an der bescheidenen Feier teilzunehmen. Großmutter meinte zu Mutter, der Borschtsch sei gut und schön und auch ziemlich schmackhaft, aber – möge Gott sie davor bewahren, um Himmels willen irgendwelche Ratschläge geben zu wollen – es sei doch seit eh und je bekannt, schon jedem kleinen Mädchen, sogar den gojischen Dienstmädchen, die dort in jüdischen Häusern gekocht hätten, daß der Borschtsch säuerlich und nur ganz wenig süß sein müsse, keinesfalls aber süß und nur leicht säuerlich sein dürfe, nach Art der Polen, die ja bekanntlich alles maß- und grenzenlos und ohne Sinn und Verstand süßten, und wenn man nicht aufpasse, würden sie noch den Salzhering in Zucker ertränken, und sogar den Meerrettich wären sie imstande, in Marmelade zu baden.

Mutter wiederum dankte Großmutter, daß sie uns an ihrer rei-

chen Erfahrung habe teilnehmen lassen, und versprach, von heute an dafür zu sorgen, daß sie bei uns nur noch Bitteres und Saures bekäme, so recht nach ihrem Herzen. Vater war viel zu froh und gutgelaunt, um auf solche Sticheleien zu achten. Er schenkte ein Buch mit Widmung seinen Eltern, eines Onkel Joseph, eines seinen Herzensfreunden Esther und Israel Sarchi, eines weiß ich nicht mehr, wem, und das letzte reihte er seiner Bibliothek ein, an auffälliger Stelle, eng angelehnt, als würde es sich anschieben, an die Reihe der Schriften seines Onkels, des Professors Joseph Klausner.

Drei, vier Tage währte Vaters Freude, dann schlug seine Freude in Niedergeschlagenheit um. So wie er vor Eintreffen der Sendung tagtäglich zum Postamt gerannt war, so rannte er nun tagtäglich zur Buchhandlung Achiasaf in der King-George-Straße: Drei Exemplare von *Die Novelle in der hebräischen Literatur* standen dort. Auch am nächsten Tag waren die drei noch dort, kein Exemplar war verkauft worden. Und so war es auch nach zwei und nach drei Tagen.

»Du«, sagte Vater mit einem traurigen Lächeln zu seinem Freund Israel Sarchi, »du setzt dich hin, schreibst alle sechs Monate einen neuen Roman, und sofort schnappen all die schönen Mädchen danach und nehmen dich auf der Stelle mit ins Bett. Und wir Forscher mühen uns jahrelang ab, jede Einzelheit zu belegen, jeden Zitatfetzen genau zu überprüfen, brüten Tag und Nacht über einer kleinen Fußnote, und wer liest es? Höchstens wir selbst, das heißt, drei bis vier Mitgefängene unserer Disziplin lassen sich herab, einander zu lesen, ehe sie einander verreißen – und manchmal selbst das nicht. Ignorieren es einfach.«

Es verging eine Woche, und nicht eines der drei Exemplare bei Achiasaf war verkauft. Vater sprach nicht mehr über seinen

Kummer, aber sein Kummer erfüllte die ganze Wohnung wie ein Geruch. Er brummte nicht länger schrecklich falsch beim Rasieren oder Geschirrspülen die Melodie von »Felder im fruchtbaren Tal« oder »Tau von drunten, Mond überall, von Bet Alfa bis Nahalal«. Erzählte mir nicht mehr die Handlung des Gilgamesch-Epos oder die Abenteuer von Kapitän Nemo und Ingenieur Cyrus Smith in *Die geheimnisvolle Insel*, sondern versenkte sich wütend in die Papiere und Lexika auf seinem Schreibtisch, zwischen denen sein nächstes gelehrtes Werk Konturen anzunehmen begann.

Doch dann, nach weiteren zwei, drei Tagen, am Freitag nachmittag, kurz vor Schabbatbeginn, kam Vater glücklich und aufgereggt und am ganzen Leib bebend nach Hause, wie ein Junge, dem die Klassenschönste vor aller Welt einen Kuß gegeben hat: »Verkauft! Alle verkauft! An einem Tag! Nicht ein Exemplar! Nicht zwei Exemplare! Alle drei sind verkauft! Alle! Mein Buch ist ausverkauft – und Shachna Achiasaf wird bei Chachik in Tel Aviv ein paar neue Exemplare bestellen! Was heißt, wird?! Hat schon bestellt! Heute morgen! Per Telefon! Nein, nicht noch drei Exemplare, sondern fünf! Und er meint, auch das sei noch nicht das letzte Wort!«

Wieder ging Mutter aus dem Zimmer und kehrte mit der Flasche unerträglich süßem Tokaier und den drei winzigen Likörgläschen zurück. Sie verzichtete diesmal auf Borschtsch mit Sauerrahm und auf die weiße Tischdecke. Statt dessen schlug sie vor, am Abend mit ihm ins Edison-Kino zu gehen, um sich in der ersten Vorstellung einen berühmten Film mit Greta Garbo anzusehen, die beide bewunderten.

Mich ließen sie bei den Sarchis, um dort zu Abend zu essen und mich vorbildlich zu benehmen, bis sie um neun oder halb zehn zurück sein würden. Vorbildlich, hörst du?! Damit wir

auch nicht die leiseste Klage über dich hören! Wenn sie den Tisch decken, denk daran, daß du Frau Sarchi anbietest, ihr zu helfen. Nach dem Essen, aber erst wenn alle vom Tisch aufstehen, nimm dein Geschirr und stell es vorsichtig auf die Marmorplatte neben den Spülstein. Vorsichtig, hörst du?! Daß du nichts zerbrichst. Und nimm, wie zu Hause, einen Lappen und wisch schön das Wachstum ab, nachdem der Tisch abgeräumt ist. Und rede nur, wenn du angesprochen wirst. Wenn Herr Sarchi arbeitet, dann such dir ein Spielzeug oder Buch und gib keinen Ton von dir! Und wenn Frau Sarchi, Gott behüte, wieder über Kopfschmerzen klagt, dann belästige sie mit nichts. Mit gar nichts, hörst du?!

Dann gingen sie. Frau Sarchi zog sich vielleicht ins andere Zimmer zurück oder besuchte eine Nachbarin, und Herr Sarchi und ich gingen zusammen in sein Arbeitszimmer, das, wie bei uns, zugleich auch als Schlafzimmer und Wohnzimmer diente. Das Zimmer, das einmal Vaters Studentenbude und dann das Zimmer meiner Eltern gewesen war, das Zimmer, in dem sie mich wahrscheinlich gezeugt haben, denn sie hatten vom Tag ihrer Hochzeit bis etwa einen Monat vor meiner Geburt darin gelebt.

Herr Sarchi ließ mich auf dem Sofa Platz nehmen und unterhielt sich ein wenig mit mir, worüber, weiß ich nicht mehr, aber nie werde ich vergessen, wie ich plötzlich auf dem kleinen Tisch beim Sofa nicht weniger als vier Exemplare von *Die Novelle in der hebräischen Literatur* entdeckte, aufgestapelt wie im Laden: ein Exemplar hatte Vater, wie ich wußte, Herrn Sarchi mit Widmung geschenkt, »meinem Freund und Gefährten, der mir teuer ist«, und noch drei, bei denen ich einfach nicht begriff, was und wieso, und um ein Haar Herrn Sarchi gefragt hätte, doch im letzten Moment erinnerte ich mich an die drei Exemplare, die gerade heute, nachdem man die Hoffnung schon

aufgegeben hatte, bei Achiasaf in der King-George-Straße endlich gekauft worden waren, und sogleich überflutete mich eine Welle tiefer Dankbarkeit und rührte mich fast zu Tränen. Herr Sarchi sah, daß ich im Bild war, lächelte jedoch nicht, sondern blickte mich einen Moment von der Seite an, kniff ein wenig die Augen zusammen, als nähme er mich schweigend in einen Verschwörring auf, sagte kein Wort, beugte sich nur vor, nahm drei der vier Exemplare vom Tisch und steckte sie in eine untere Schublade seines Schreibtisches. Auch ich schwieg, sagte kein Wort, nicht zu ihm und nicht zu meinen Eltern. Erzählte es niemandem, bis zu Sarchis frühem Tod und bis zum Sterbetag meines Vaters, niemandem, außer, viele Jahre später, der Tochter, Nurit Sarchi, die nicht verwundert schien über das, was ich ihr erzählte.

Zwei, drei Schriftsteller gehören zu meinen besten Freunden, sind mir seit Jahrzehnten lieb und vertraut, aber ich bin nicht sicher, daß ich fähig wäre, für einen von ihnen etwas zu tun, was dem gleichkommt, was Israel Sarchi für meinen Vater getan hat. Wer weiß, ob ich überhaupt auf solch einen großzügigen Einfall gekommen wäre. Israel Sarchi lebte doch, wie alle damals, wirklich von der Hand in den Mund. Und die drei Exemplare von *Die Novelle in der hebräischen Literatur* kosteten ihn bestimmt mindestens so viel wie ein notwendiges Kleidungsstück für den Winter.

Herr Sarchi ging aus dem Zimmer und kam mit einer Tasse lauwarmen Kakao ohne Haut zurück, weil er sich von den Besuchen bei uns daran erinnerte, daß man mir abends Kakao ohne Haut zu trinken gab, und ich dankte ihm höflich, wie man es mir beigebracht hatte, und hätte ihm sehr, sehr gern noch etwas gesagt, was mir wichtig war, fand aber nicht die Worte und saß nur ganz still auf dem Sofa in seinem Zimmer, um ihn ja nicht bei der Arbeit zu stören, obwohl Herr Sarchi

an jenem Abend eigentlich gar nicht arbeitete, sondern einfach dasaß und im *Davar* blätterte, bis meine Eltern aus dem Kino zurückkamen, den Sarchis dankten und sich eilig verabschiedeten, um mich nach Hause zu bringen, denn es war ja schon sehr spät, man mußte Zähne putzen und sofort schlafen gehen.



Julio Cortázar  
*Die guten Investitionen*

Gómez ist ein schlichter und bescheidener Mensch, der vom Leben nicht mehr verlangt als ein Plätzchen in der Sonne, die Tageszeitung mit ihren aufregenden Nachrichten und einen gekochten Maiskolben mit wenig Salz, aber reichlich Butter. Da wird es niemanden wundern, daß dieser Mitbürger, nachdem er genügend Jahre und Geld beisammen hat, aufs Land geht, sich eine Gegend mit sanften Hügeln und unschuldigen Dörfern aussucht und einen Quadratmeter Land kauft, um dort, wie man sagt, daheim zu sein.

Das mit dem einen Quadratmeter mag man seltsam finden, und das wäre es unter gewöhnlichen Umständen auch, das heißt ohne Gómez und ohne Literio. Da Gómez nur an diesem kleinen Stück Land interessiert ist, wo er seinen grünen Liegestuhl aufstellen, die Zeitung lesen und sich auf einem Primuskocher seinen Maiskolben kochen kann, dürfte es schwerhalten, ein solches zu finden, weil ja niemand nur einen Quadratmeter besitzt, sondern unendlich viele, und einen Quadratmeter inmitten oder am Rande der anderen Quadratmeter zu verkaufen schafft Probleme mit dem Katasteramt, mit den Anrainern, mit der Steuer, und zudem ist es lächerlich, man tut so was einfach nicht. Und als Gómez, den Liegestuhl, den Primuskocher und die Maiskolben mit sich herumschleppend, schon verzagen will, nachdem er einen großen Teil der Täler und Hügel vergeblich durchwandert hat, stellt sich heraus, daß Literio zwischen zwei Grundstücken ein Plätzchen besitzt, das genau einen Quadratmeter mißt und das sich, weil es zwischen zwei Grundstücken liegt, die zu verschiedenen Zeiten gekauft wurden, seinen eigenen Charakter bewahrt hat, obgleich es dem

Anschein nach nur aus Weidegras und einer nach Norden weisenden Distel besteht. Der Notar und Literio können sich beim Unterschreiben vor Lachen nicht halten, doch zwei Tage später hat sich Gómez bereits auf seinem Grundstück eingerichtet, wo er den ganzen Tag mit Lesen und Essen verbringt, bis er am Abend in den Gasthof des Dorfes zurückkehrt, wo er sich ein schönes Zimmer genommen hat, denn Gómez mag verrückt sein, aber er ist nicht idiotisch, das geben selbst Literio und der Notar zu.

So verlebt er den Sommer in den Tälern sehr angenehm, obgleich von Zeit zu Zeit Touristen, die von der Geschichte gehört haben, auftauchen, um Gómez in seinem Liegestuhl lesen zu sehen. Eines Abends erküht sich ein Tourist aus Venezuela, Gómez zu fragen, warum er nur einen Quadratmeter Land gekauft hat und was man mit diesem Stückchen anfangen könne, außer seinen Liegestuhl dort aufzustellen, und der venezolanische Tourist und die anderen Schaulustigen hören verduzt die folgende Antwort: »Es scheint Ihnen nicht bekannt zu sein, daß sich ein Grundstück von der Oberfläche bis zum Mittelpunkt der Erde erstreckt. Nun rechnen Sie mal.« Niemand rechnet, aber alle haben gleichsam die Vision eines quadratischen Brunnens, der hinab- und hinab- und hinabführt bis wer weiß wohin, und das ist noch beeindruckender, als wenn einer drei Hektar besäße und man sich ein entsprechend großes Loch vorstellen müßte. Als drei Wochen später die Ingenieure eintreffen, wird jedem klar, daß man einem Venezolaner nichts vormachen kann und daß er Gómez' Geheimnis erraten hat: in dieser Gegend muß es Erdöl geben. Literio ist der erste, der erlaubt, daß man ihm seine Luzernen- und Sonnenblumenfelder verwüstet und dort wahnwitzige Bohrungen durchführt, die die Luft mit ungesundem Qualm erfüllen; die anderen Grundbesitzer bohren Tag und Nacht, an den verschiedensten

Stellen, und es kommt sogar so weit, daß ein armes Mütterchen unter Tränen das Ehebett dreier Generationen ehrbarer Bauern von seinem Platz rücken muß, weil die Ingenieure mitten im Schlafzimmer einen neuralgischen Punkt entdeckt haben. Gómez beobachtet dieses Treiben von fern, ohne sich viel daraus zu machen, obgleich der Lärm der Maschinen ihn von der Lektüre der Zeitung ablenkt. Niemand hat ihn wegen seines Grundstücks angesprochen, und er ist nicht derjenige, der zuerst den Mund aufmacht, und antwortet nur auf Fragen. So antwortet er mit *nein*, als der Beauftragte der venezolanischen Erdölgesellschaft seinen Mißerfolg eingesteht und Gómez aufsucht, um ihm seinen Quadratmeter abzukaufen. Der Beauftragte hat Order, zu jedem Preis zu kaufen, und beginnt Zahlen zu nennen, die pro Minute um fünftausend Dollar steigen, mit dem Ergebnis, daß Gómez nach drei Stunden seinen Liegestuhl zusammenklappt, den Primuskocher und den Maiskolben einpackt und ein Papier unterschreibt, das ihn zum reichsten Mann des Landes macht, vorausgesetzt, daß man auf seinem Grundstück Erdöl findet, und genau eine Woche später findet man Erdöl, und zwar in Form einer Fontäne, die Literio, seine Familie und alle Hühner der Nachbarschaft von oben bis unten besudelt.

Gómez, der sich das nicht hatte träumen lassen, kehrt in die Stadt zurück, wo er sich im obersten Stock eines Wolkenkratzers ein Appartement mit Sonnenterrasse kauft, um dort in Ruhe seine Zeitung zu lesen und seinen Maiskolben zu kochen, ohne von boshaften Venezolanern und von schwarz gefärbten Hühnern gestört zu werden, die gackernd hin und her rennen, mit einer Entrüstung, die dieses Federvieh immer bekundet, wenn man es mit Rohöl übergießt.

# Inhaltsverzeichnis

## *Jener Aufruhr der Liebe*

- Daniel Picouly, *Die Mädchenmauer* 13  
Hermann Hesse, *Der Kavalier auf dem Eise* 21  
Jurek Becker, *Beim Wasserholen* 26  
Isabel Allende, *Die Liebenden im Guggenheimmuseum* 29  
Wolfgang Koeppen, *Die jüdische Hochzeit* 44  
Kurt Tucholsky, *Erste Liebe* 46

## *Glückliche Umstände, leihweise*

- Julio Cortázar, *Morsezeichen* 49  
Alexander Kluge, *Blechernes Glück* 50  
Thomas Rosenlöcher, *Der Ernst des Lebens* 51  
Kurt Tucholsky, *Ein Ehepaar erzählt einen Witz* 56  
Italo Calvino, *Das Pfeifen der Amseln* 61  
Alexander Kluge, *Glückliche Umstände, leihweise* 68  
Peter Bichsel, *Die Hemden* 69

## *Vielen Dank, M'am*

- Langston Hughes, *Vielen Dank, M'am* 73  
Ernest Hemingway, *Ein Tag Warten* 79  
Luigi Malerba, *Schimpfwörter* 84  
Jurek Becker, *Die Klage* 86  
Joachim Ringelnatz, *Kuttel Daddeldu erzählt seinen Kindern  
das Märchen vom Rotkäppchen* 87  
Lily Brett, *Vater* 90

## *Der Freund fürs Leben*

- Amos Oz, *Die gute Stunde* 95  
Peter Bichsel, *Mit freundlichen Grüßen* 105  
Marcel Pagnol, *Der Freund fürs Leben* 108  
Ernest Hemingway, *Katze im Regen* 137  
Cees Nooteboom, *Stuhl* 142  
Isaac Bashevis Singer, *Die Prozeßparteien* 144

## *Eine kleine Reise*

- Elizabeth von Arnim, *In Italien konnte nichts schlimm sein* 153  
Max Frisch, *Auf Akrokorinth* 165  
Lily Brett, *Das Auto* 168  
Elke Heidenreich, *Erika* 171

## *Ein wahres Wunder*

- Alexander Kluge, *Das Prinzip Überraschung* 197  
Erich Kästner, *Das Märchen vom Glück* 198  
Marie Luise Kaschnitz, *Das Wunder* 202  
Bertolt Brecht, *Das Paket des lieben Gottes* 209

## *Die guten Investitionen*

- Lisa St Aubin de Terán, *Ein Haus in Italien* 215  
Julio Cortázar, *Die guten Investitionen* 222  
Joachim Ringelnatz, *Es fällt den Matrosen nicht schwer* 225

*Für das, was nun folgt*

Cees Nooteboom, *Für das, was nun folgt* 231

Eva Demski, *Hugos letzter Winter* 234

Marie Luise Kaschnitz, *Adam und Eva* 237

Robert Gernhardt, *Ein Malermärchen* 245

F. K. Waechter, *Manfred Helmes* 248

*Quellenverzeichnis* 251

## Quellenverzeichnis

*Isabel Allende (geb. 1942)*

Die Liebenden im Guggenheimmuseum. Aus dem Spanischen übersetzt von Svenja Becker. Aus: Die Geschichtenerzähler. Neues und Unbekanntes von Allende bis Zafón. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008. © 2001 Isabel Allende.

*Elizabeth von Arnim (1866-1941)*

In Italien konnte nichts schlimmer sein (Titel von der Herausgeberin). Aus: Elizabeth von Arnim, Verzauberter April. Roman. Aus dem Englischen von Adelheid Dormagen. © der deutschen Übersetzung Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1992.

*Jurek Becker (1937-1997)*

Beim Wasserholen. Aus: Die Geschichtenerzähler. Neues und Unbekanntes von Allende bis Zafón. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008. © 1962 Jurek Becker.

Die Klage. Aus: Jurek Becker, Nach der ersten Zukunft. Erzählungen. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1980.

*Peter Bichsel (geb. 1935)*

Die Hemden. Aus: Peter Bichsel, Zur Stadt Paris. Geschichten. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993.

Mit freundlichen Grüßen. Aus: Peter Bichsel, Kolumnen, Kolumnen. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2005.

*Bertolt Brecht (1898-1956)*

Das Paket des lieben Gottes. Eine Weihnachtsgeschichte. Aus: Bertolt Brecht, Prosa. © Brecht-Erben und Suhrkamp Verlag Berlin 2013.

*Lily Brett (geb. 1946)*

Das Auto; Vater. Aus: Lily Brett, New York. Aus dem Englischen von Melanie Walz. © Suhrkamp Verlag Berlin 2014.

*Italo Calvino (1923-1985)*

Das Pfeifen der Amseln. Aus: Italo Calvino, Herr Palomar. Aus dem Italienischen von Burkhard Kroeber. © Carl Hanser Verlag München 1985.

*Julio Cortázar (1914-1984)*

Die guten Investitionen. Aus: Julio Cortázar, Reise um den Tag in 80 Welten/Letzte Runde. Aus dem Spanischen von Rudolf Wittkopf. © der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004.

Morsezeichen. Aus: Julio Cortázar, Die Erzählungen. Aus dem Spanischen von Fritz Rudolf Fries, Wolfgang Promies, Rudolf Wittkopf. © der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1998.

*Eva Demski (geb. 1944)*

Hugos letzter Winter. Aus: Weihnachtsskatzen. Ausgewählt von Gesine Dammel. Insel Verlag Berlin 2012. © Eva Demski. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Autorin.

*Max Frisch (1911-1991)*

Auf Akrokorinth (Titel von der Herausgeberin). Aus: Max Frisch, Homo faber. Ein Bericht. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1957.

*Robert Gernhardt (1937-2006)*

Ein Malermärchen. Aus: Robert Gernhardt, Kippfigur. Erzählungen. © Robert Gernhardt 1986. Alle Rechte vorbehalten S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

*Elke Heidenreich (geb. 1943)*

Erika. Aus: Elke Heidenreich, Kolonien der Liebe. Copyright © 1992 Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.

*Ernest Hemingway (1899-1961)*

Ein Tag Warten; Katze im Regen. Aus: Ernest Hemingway, Die Stories. Gesammelte Erzählungen. Deutsche Übersetzung von Annemarie Horschitz-Horst. Copyright © 1966, 1977 Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.

*Hermann Hesse (1877-1962)*

Der Kavalier auf dem Eise. Aus: Hermann Hesse, Sämtliche Werke. Bd. 6: Die Erzählungen 1900-1906. Herausgegeben von Volker Michels. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001.



*Langston Hughes (1902-1967)*

Vielen Dank, M'am. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Walitzek. Aus: Plötzliche Geschichten. Amerikanische Short-Shortstories. Herausgegeben von Robert Shapard und James Thomas. © 1986 by Gibbs M. Smith Inc. © der deutschen Ausgabe: S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1991.

*Marie Luise Kaschnitz (1901-1974)*

Adam und Eva; Das Wunder. Aus: Marie Luise Kaschnitz, Gesammelte Werke in sieben Bänden. Herausgegeben von Christian Büttrich und Norbert Miller. Band 4: Die Erzählungen. © Insel Verlag Frankfurt am Main 1983 [Erstveröffentlichung: Das dicke Kind und andere Erzählungen. Krefeld: Scherpe 1952, und: Lange Schatten. Erzählungen. Claassen, Hamburg 1960].

*Erich Kästner (1899-1974)*

Das Märchen vom Glück. Aus: Erich Kästner, Wir sind so frei. Chanson, Kabarett, Kleine Prosa. Herausgegeben von Hermann Kurzke in Zusammenarbeit mit Lena Kurzke. In: Erich Kästner, Werke. Herausgegeben von Franz Josef Görtz. Carl Hanser Verlag, München-Wien 1998. © Atrium Verlag, Zürich, und Thomas Kästner.

*Alexander Kluge (geb. 1932)*

Blechernes Glück; Glückliche Umstände, leihweise. Aus: Alexander Kluge, Die Lücke, die der Teufel läßt. Im Umfeld des neuen Jahrhunderts. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003.

Das Prinzip Überraschung. Aus: Alexander Kluge, Das Bohren harter Bretter. 133 politische Geschichten. © Suhrkamp Verlag Berlin 2011.

*Wolfgang Koeppen (1906-1996)*

Die jüdische Hochzeit. Aus: Wolfgang Koeppen, Auf dem Phantasieroß. Prosa aus dem Nachlaß. Herausgegeben von Alfred Estermann. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000.

*Luigi Malerba (1927-2008)*

Schimpfwörter. Aus: Luigi Malerba, Taschenabenteuer. Dreiundfünfzig Geschichten. Aus dem Italienischen von Iris Schnebel-Kaschnitz. © der deutschen Ausgabe 1985 Verlag Klaus Wagenbach.

*Cees Nooteboom (geb. 1933)*

Für das, was nun folgt (Titel von der Herausgeberin). Aus: Cees Nooteboom, In den niederländischen Bergen. Roman. Aus dem Niederländischen von Rosemarie Still. Copyright der deutschen Ausgabe: © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1987.

Stuhl. Aus: Cees Nooteboom, Briefe an Poseidon. Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen. © der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2012.

*Amos Oz (geb. 1939)*

Die gute Stunde (Titel von der Herausgeberin). Aus: Amos Oz, Eine Geschichte von Liebe und Finsternis. Roman. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama. Copyright der deutschen Ausgabe © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004.

*Marcel Pagnol (1895-1974)*

Der Freund fürs Leben (Titel von der Herausgeberin). Aus: Marcel Pagnol, Marcel. Eine Kindheit in der Provence. Aus dem Französischen übertragen von Pamela Wedekind. © 1964 by LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München.

*Daniel Picouly (geb. 1948)*

Die Mädchenmauer. Aus: Daniel Picouly, Fängt ja gut an, das Leben! Aus dem Französischen übersetzt von Hinrich Schmidt-Henkel. © Flammarton S.A., Paris 1995. Für die Übersetzung: © 1997 Carl Hanser Verlag, München.

*Joachim Ringelnatz (1883-1934)*

Kuttel Daddeldu erzählt seinen Kindern das Märchen vom Rotkäppchen. Aus: Joachim Ringelnatz, Daddeldus Seemannsgarn. Die schönsten Erzählungen. Ausgewählt von Günter Stolzenberger. Mit einem Nachwort von Kurt Tucholsky. Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2006.

Es fällt den Matrosen nicht schwer (Titel von der Herausgeberin). Aus: Joachim Ringelnatz, Vermischte Prosa. Diogenes Verlag, Zürich 1994.

*Thomas Rosenlöcher (geb. 1947)*

Der Ernst des Lebens. Aus: Thomas Rosenlöcher, Liebst Du mich ich liebe Dich. Geschichten zum Vorlesen © Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2002.

*Isaac Bashevis Singer (1902-1991)*

Die Prozeßparteien. Aus: Isaac Bashevis Singer, Ein Tag des Glücks und andere Geschichten von der Liebe. Aus dem Amerikanischen von Ellen Otten. © Farrar, Straus & Giroux. © der deutschsprachigen Übersetzung: Carl Hanser Verlag, München 1990.

*Lisa St Aubin de Terán (geb. 1953)*

Ein Haus in Italien (Auszug). Aus: Lisa St Aubin de Terán, Ein Haus in Italien. Aus dem Englischen von Ebba D. Drolshagen. Insel Verlag Berlin 2012. © Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1995.

*Kurt Tucholsky (1890-1935)*

Ein Ehepaar erzählt einen Witz. Aus: Kurt Tucholsky, Gesammelte Werke. Herausgegeben von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz. Band 9. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1993.

Erste Liebe. Aus: Kurt Tucholsky, Sudelbuch. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1993.

*F.K. Waechter (1937-2005)*

Manfred Helmes. Aus: F.K. Waechter, Waechter. Diogenes Verlag, Zürich 2002. © F.K. Waechter-Erben. Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Cornelia Volhard-Waechter.